

SPANISCHE MINIATUREN

von Pío Barója

AUTORISIERTE ÜBERTRAGUNG VON
Anton Büchner



BERNH. KLEIN

BERLIN-CHARLOTTENBURG
bei Axel Juncker



A.T.U.
3017



Der zwanzigste Band der Orplidbücher

M.12350
R.6091

SPANISCHE
MINIATUREN

VON
PÍO BAROJA

AXEL JUNCKER VERLAG
BERLIN/CHARLOTTENBURG

Mari Belcha

Wenn du allein vor der Thür des schwarzen Hauses sitztest, dein Brüderchen im Arm, worauf sinnst du dann, Mari Belcha, hinschauend nach den fernen Bergen und dem bleichen Himmel?

Sie nennen dich Mari Belcha, Schwarz-Marie, weil du am Dreikönigstag geboren wurdest, nur deshalb; sie rufen dich Mari Belcha — und du bist doch weiss wie Lammfelle, die aus dem Waschhaus kommen, und blond wie die goldenen Garben des Sommers.

Wenn ich an deinem Haus vorbeireite, vermeidest du meinen Blick, verbirgst dich vor mir, vor dem alten Arzt, der zuerst dich in die Arme nahm an jenem kalten Morgen, da du geboren wurdest.

O wüsstest du, wie ich mich daran erinnere! Wir wachten in der Küche, neben dem Herde. Deine Grossmutter, mit Tränen

in den Augen, wärmte die Tücher, die dich kleiden sollten und schaute in die nachdenkliche Flamme; deine Oheime aus Aristondo sprachen über Wetter und Ernte; ich sah wieder und wieder nach deiner Mutter, in der Schlafkammer, einer kleinen Kammer, wo zu Büscheln gebundene Maiskolben an der Decke hingen; und während deine Mutter stöhnte und das Treuherz von José Ramon, dein Vater, sie pflegte, blickte ich durchs Fenster nach dem beschneiten Berg und den Drosselschwärmen, die die Luft durchkreuzten.

Endlich, nachdem du uns alle lange hattest warten lassen, kamst du zur Welt, verzweifelt weinend. Weshalb wohl weinen die Menschen, wenn sie geboren werden? Vielleicht weil das Nichts, aus dem sie kommen, freundlicher ist als das Leben, das sich ihnen bietet?

Wie ich dir sagte, mit schrecklichem Weinen stelltest du dich vor, und die Könige, von deiner Ankunft unterrichtet, legten ein Geldstück, einen Taler, in die Mütze,

die deinen Kopf bedecken sollte. Vielleicht war es der nämliche, den sie mir in deinem Hause für den Beistand gaben, den ich deiner Mutter leistete.

Und jetzt verbirgst du dich, wenn ich auf meinem alten Pferd vorbeikomme. Ach! aber auch ich betrachte dich nur zwischen den deckenden Bäumen durch; und weisst du warum? . . . Wenn ich dir's sagte, würdest du lachen . . . Ich, der alte, ausgediente Arzt, der dein Grossvater sein könnte; ja, ja wirklich. Wenn ich dir's sagte, würdest du lachen.

Du scheinst mir so schön! Sie sagen, die Sonne habe dein Antlitz verbrannt, dein Busen sei ohne Wölbung; es mag so sein; aber dafür haben deine Augen die Heiterkeit stiller Herbstmorgen und deine Lippen die Farben des Mohns auf den gelben Weizenfeldern.

Und du bist gut und freundlich. Vor einigen Tagen, am Dienstag, als Markt war — erinnerst du dich? — waren deine Eltern zum Dorf hinabgegangen, und du

durchwandertest, dein Brüderchen auf dem Arm, das Erbgut.

Der Bub war schlecht gelaunt, du wolltest ihn heiter machen und zeigtest ihm die Kühe, das Schimmele und das Schwärzle, die, behaglich schnaubend und das Gras weidend, langsam umherliefen und sich mit dem langen Schwanze die Beine schlugen.

Und du sprachst zu dem Bengel: „Sieh da, das Schimmele . . . das dumme . . . mit diesen Hörnern . . . frag's, Liebling: warum schliesst du die Augen? die grossen dummen Augen? warum bewegst du nicht deinen Schwanz?“

Und das Schimmele kam auf dich zu und sah dich mit dem traurigen Blick der Wiederkäuer an und hielt den Kopf hin, dass du seinen gefältelten Nacken krauen solltest.

Dann gingst du auf die andere Kuh zu und sagtest, mit dem Finger auf sie deutend: „Das ist das Schwärzle . . . Huh . . . wie schwarz . . . wie böse . . . die wollen wir nicht. Aber das Schimmele!“

Und das Kind wiederholte mit dir:
„Aber das Schimmele!“ Doch dann besann
es sich, dass es ja übel gelaunt sei und fing
an zu weinen.

Und auch ich fing an zu weinen, weiss
nicht warum. 's ist wahr, dass wir Alten
ein Kinderherz in der Brust tragen.

Um deinen Bruder zu beruhigen, liefst
du zu dem lärmenden Mops, zu den Hüh-
nern, die am Boden pickten, von dem ruhm-
redigen Hahn geführt, zu den stumpfsinni-
gen Schweinen, die hin und her rannten.

Als der Knabe schwieg, bliebst du nach-
denklich. Deine Augen blickten nach den
bläulichen Bergen der Ferne, aber ohne sie
zu sehen; nach dem weissen Gewölk, das
den bleichen Himmel querte, nach dem
welken Laub auf dem Hügel, den dünnen
Zweigen der Bäume, und doch sahen sie
nichts.

Etwas sahen sie; aber das war in der
Tiefe der Seele, in jenen geheimnisvollen
Gründen, aus denen die Träume wachsen
und die Liebe . . .

Als ich heute vorüberkam, sah ich dich
noch mehr in Gedanken.

Auf einem Baumstumpf sitzend, in einer
Entsagenden Haltung, kautest du emsig an
einem Minzblatt.

Sag mir, Mari Belcha, worauf sinnst du,
wenn du nach den fernen Bergen schaust
und nach dem bleichen Himmel?

Fieber

Ich spürte das Pulsen des Bluts in meinem Hirn und fühlte eine grosse Schwere und grossen Verdruss.

Auf einmal begann ich durch dunkle Flure zu laufen, durch schmale Gänge, deren Wände sich vor meinem Schritt verengten — und da war ich im Freien.

Es war ein Sommerabend. Die strahlende Sonne schleuderte ihre Feuerblitze auf die trockene, glühende Erde, auf der Ebene glänzten in goldenen Lichtern die Saaten, roten Mohn dazwischen wie Tropfen von Blut. Die Luft, von dichten Dämpfen satt, summte leise im Ohr.

Das Feld war verlassen; der Boden barst vor der Glut des Firmaments; die Erde schlof einen unruhigen angstvollen Schlaf.

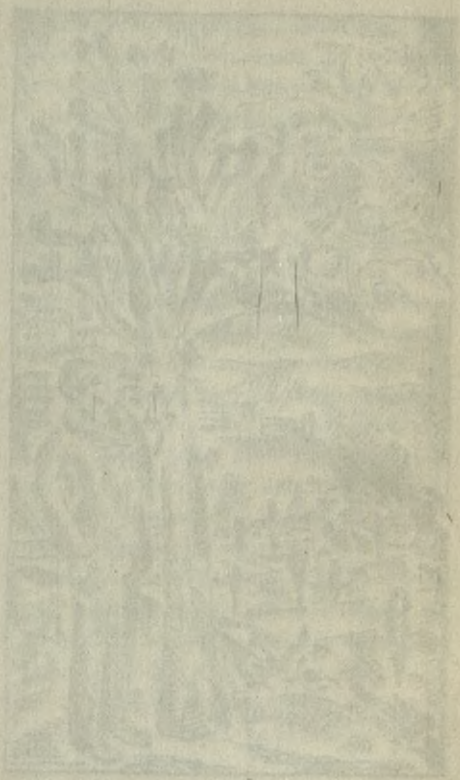
Dann und wann brachte der Südwind einen feurigen Hauch; rasend wirbelte der Staub in der Luft und legte aschgraue Farbe auf Bäume und Büsche und Weingärten.

Ich schloss die Augen, und als ich sie wieder auftat, machte mich der Schreck starr. Der Himmel war rot geworden. Steine lagen an Stelle von Saaten und Wein, und in den Spalten erschienen seltsame Pflanzen von skrophulösem Aussehen, rhachitische, vom Mittagswind versengte Pflänzchen, die traurig die verblassten Köpfe zu Boden senkten. Der Berg aus einem Haufen ausgebrannter schwarzer Felsen riss seine Zacken hart von dem blutenden Himmel los.

Vom Kamm des Gebirges, von den Äckern des Tals, aus der Tiefe der Höhlen . . . von nirgends auch nur leises Rauschen . . . überall die Stille . . . die Stille . . . und nichts lag zur Ruhe da unter dem Himmel von Blut, gegossen aus den Blicken des unterlaufenen Auges der Sonne.

Die Schwärze des Berges kroch durch das Tal und ich erschrak und begann zu zittern . . . in dem Dunkel war ein Schatten . . . und der Schatten war eines Mannes . . . und der Schatten war schwärzer selbst als das Dunkel. Ja, er war es, er . . .





Ich erkannte ihn, weil ich ihn in anderen Fiebernächten gesehen hatte . . . er war es und er schaute nach mir hin und lächelte. Ich wollte mich verbergen, damit er mich nicht sehe, er versuchte sich hinter einer gigantischen Pflanze zu verstecken . . . wir sahen uns an und lächelten beide, aber die Herzen in unserer Brust dröhnten wie Hämmer in einer Schmiede . . . und wir zitterten vor Angst. — Langsam kam der Mann näher bis wo ich war und schaute auf mich hin . . . Er war gross und majestätisch, er hatte eine breite Stirn . . . aber Augen ohne Ausdruck . . . und er ging in schwarz, ganz schwarz . . . und sein Gesicht war grau.

Plötzlich sah ich gerade hinter ihm ein Weib. Sie hatte ein rotes Gewand mit gelben Flecken . . . und ihr Antlitz war wie Safran . . . und die Nase war rot und hatte gleichfalls gelbe blattrige Flecken . . . wie Tropfen von Wachs.

Und von allen Seiten erschienen seltsame Personen und scheussliche Gestalten. Ein

wassersüchtiges Weib, das ich in der Leichenkammer des Hospitals gesehen hatte, blickte mich aus ihrem kugeligen Gesicht an, das so glatt war wie ein Tamburin, und lächelte zuweilen und zeigte mir mit den gedunsenen Fingern ein paar smaragdgrüne Flecken, die sie auf dem Bauch trug.

Und es wandelten vor meinen Augen Männer mit langen steifen Gesichtern, andere mit ganz breiten Köpfen, lauter Mund die einen, lauter Ohren die anderen; ein Kopf, dessen Bekanntschaft ich bei der Sektion gemacht hatte, purzelte um mich herum und summte dabei wie eine Biene . . .

Da machten auf einmal dichte dunkle Dunstschwaden den Horizont schwarz . . . Gott malte den Himmel mit schwarzem Pinsel und auf der Wölbung aus Ebenholz begannen die glitzernden Sterne schweigend zu zucken.

Ich wollte sprechen, um die Elemente von der Albernheit ihrer Offenbarungen zu überzeugen, aber meine Stimme erlosch, ohne dass ich selbst sie hörte . . .

Eine schwarze Kröte mit einem blitzenden Stern auf dem Rücken, die ich bisher nicht gesehen hatte, sang einen wehmütig sanften Ton . . .

Da brach tausendfach verworrener Lärm von der Erde: der Wind begann aus Weiten zu sausen und von den hohen Wipfeln der Bäume fiel ein furchtbares Rauschen. Der Kopf, der um mich herumflatterte, heulte, dass ich durch das Loch seines Mundes das Land sah . . . und das Tosen wuchs und wuchs . . . und neben mir bewegten sich grosse Lokomotiven mit Knarren und Fauchen, und grässliche Schlangen, die mir in die Ohren piffen.

Nach und nach erstarb der Lärm . . . und eine graue Landschaft erschien vor meinen Augen . . . und der schwarze majestätische Mann in dem schwarzen Gewand und der Kopf, den ich im Sektionssaal gekannt hatte, verschwanden wie aufgelöst in der Luft . . .

Und durch die hellen Scheiben des Fensters lächelte der blasse Morgen eines Frühlingstages.

Der Köhler

Garraiz erwachte und eilte aus der Hütte; er nahm den Pfad, der eng am Rande des Abgrunds hinläuft, und stieg zu einem buschlosen Fleck des Berges hinab, wo er daran ging, den Meiler zu richten.

Der Tag begann; bleicher Glanz hob sich leise im Osten, wie Goldfäden in einem dunklen Meer traten die ersten Sonnenstrahlen zwischen die Wolkenritzen.

Über den Tälern breitete sich der feste dichte Nebel, wie ein graues Schweisstuch, das sich im Windhauch wellt.

Garraiz begann seine Arbeit. Er sammelte zuerst schwere Holzstämme, die in Haufen auf dem Boden lagen, und stapelte sie kreisförmig auf mit einem freien Raum in der Mitte; dann legte er andere, schlankere darüber und wieder andere auf diese, förderte so sein Werk und piff den Anfang eines Liedes, das er niemals schloss,

und fühlte nicht die Einsamkeit und die Stille, die über dem Berge herrschten.

Unterdessen kam die Sonne empor und der Nebel begann zu zerreißen; hier erschien ein Meierhof inmitten seiner Fluren, wie versponnen in seine Trauer; dort ein Weizenfeld im ersten Gelb, das seine Wogen hatte wie ein kleines Meer; auf den Gipfeln wuchs der goldfarbene Stechginster zwischen den Felsen und sah wie Schafherden aus, die zu Berge steigen. Spannte man den Blick weiter, dann sah man ein Labyrinth von Bergen, als wären es die gewaltigen Wellen eines erstarrten Meeres; auf den einen schien sich der Schaum in den Kalkstein verwandelt zu haben, der sie bedeckte, andere waren rund, grün, dunkel wie die Wellen im Innern der See.

Garraiz arbeitete weiter und sang sein Lied. Dies war sein Leben: Holz zu schichten, dann mit Farn zu bedecken und Lehm und dann es in Brand zu setzen. Das war sein Leben; er kannte kein andres.

Ein paar Jahre war er jetzt Köhler. Er war zwanzig, obwohl er selbst nicht genau wusste, wieviel Jahre er zählte.

Als der Schatten eines eisernen Kreuzes, das auf dem höchsten Punkt des Berges verrammt war, bis dahin reichte, wo Garraiz schaffte, da liess er seine schwere Arbeit und ging zum Essen nach einer Hütte, wo die Frau des Unternehmers den Köhlern Speise gab.

Wie immer stieg er an diesem Tage in die Niederung hinab, in der man die Hütte sah, eine plumpe steinerne Baracke mit einer Tür und zwei Fenstern.

Guten Tag, sagte er beim Eintreten.

Hallo, Garraiz! antworteten die drinnen.

Er setzte sich an einen Tisch und wartete. Eine Frau schob ihm einen Teller zu und goss den Inhalt eines Kessels hinein, den sie vom Herdfeuer nahm. Der Köhler begann zu essen ohne zu sprechen und warf von Zeit zu Zeit einem Hund, der zwischen seinen Beinen strich, kleine Brocken von dem Maisbrot hin.

Die Frau betrachtete ihn einen Augenblick und sagte dann:

„Garraiz, weisst du, was man gestern abend im Dorf sagte?“

„Nein.“

„Man sagte, dass deine Base Vicenta, deine Braut, die in der Stadt, heiraten will.“

Garraiz hob gleichgültig die Schulter und ass weiter.

„Eine andere, schlimmere Sache haben sie mir gesagt,“ setzte einer der Köhler hinzu.

„Was?“ fragte Garraiz . . .

„Dass der Sohn vom Anton und du zu den Soldaten gelost seid.“

Garraiz antwortete nicht; aber sein verbranntes Gesicht dunkelte noch mehr. Er stand vom Tisch auf, füllte einen Zuber mit glühenden Kohlen vom Herde und kehrte zu dem Platze zurück, wo er arbeitete; er goss das Feuer durch das Loch am Scheitel des Meilers und als er sah, wie die Rauchspiralen langsam aufzusteigen begannen, setzte er sich auf den Boden, hart an den Rand des Abgrunds.

Nein, nein, er fühlte weder Schmerz noch Zorn, weil seine Braut sich verheiratete; es war ihm einerlei; was ihn reizte, was ihm den Geist mit einer düsteren Wut erfüllte, war der Gedanke, dass sie ihn von seinem Berg wegreißen würden, jene Menschen von der Ebene, die er nicht kannte, aber die er hasste.

Warum — so fragte er sich — wollte ihn jemand zwingen, von da wegzugehen? Warum sollte er einen verteidigen, wenn sie ihn nicht verteidigten? — Und in jähem Grimme stiess er mit dem Fuss die grossen Steine vom Rande des Abgrunds und sah, wie sie ins Leere hinausstürzten, hier ein Sprung, dort ein Rollen, bis sie verschwanden und auf den Boden der Kluft schlugen.

Als die Flammen den Panzer aus Lehm durchbrachen und die Pflanzen, die ihn verschnürten, nahm Garraiz seine lange Schaufel und verstopfte die Spalten mit Lehm, die das Feuer gerissen hatte.

Und die Stunden schlichen vorbei, ein-

tönig, eine wie die andere; die Nacht kam näher, die Sonne sank langsam zwischen roten Wolken und der Abendwind begann die Baumkronen zu wiegen.

Man hörte den Ruf der Hirten, wenn sie die Schafe zum Pferch treiben, der lang und schrill ist wie sardonisches Lachen; Zwiesprache erhob sich zwischen Blättern und Wind, Rinnsale, die zwischen den Felsen strömten, klangen in der Stille des Berges wie Orgelstimmen in dem einsamen Schiff einer Kirche.

Und die Nacht rückte heran und geballt stiegen die Schatten aus dem Tal. Dichte Rauchschwaden und bisweilen Funken-
schwärme kamen aus dem Meiler.

Garraiz schaute in die Tiefe, die vor ihm gebreitet lag, und düster und schweigsam schloss er die Faust gegen jenen unbekannten Feind, der über ihn Gewalt hatte, und um seinen Hass zu zeigen, schleuderte er weit nach der Ebene die grossen Steine vom Rande des Abgrunds.

Das Leben der Atome

Eines Nachts im Winter sass ich allein in meinem Zimmer und las. Nicht das kleinste Geräusch war im Hause zu hören; nur zwei Uhren, in meiner Arbeitsstube die eine, die andere über den schmalen Flur her, durchbrachen mit ihrem Getack die Stille der Nacht.

Die kleinere, in meinem Zimmer, warf zwischen das übliche Ticktack einer achtbaren Uhr zwei andere Schläge hinein und schien zu sagen:

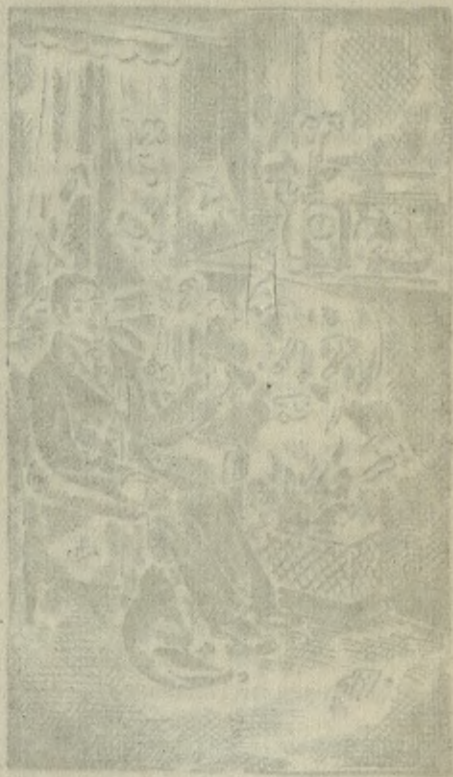
„Hurtig voran . . . Hurtig voran . . .“

Die grosse, die auf dem Gang, verdammt solche, einer ernstesten, selbstbewussten Uhr unziemliche Phantasterei und murrte leise:

„Nur zu . . . Nur zu . . .“

Ich hörte die beiden Uhren laufen und mit ihren Stimmen sich verfolgen — und verachtete in tiefster Tiefe meiner Seele ihr fruchtloses Bemühen, sich gegenseitig einzuholen.





Ich hatte in einem modernen chemischen Werke die Entwicklung der Atomtheorie gelesen und war befangen . . . ja fast ent-rüstet.

Die Atome überzeugen mich nicht, mur-melte ich. Ich glaube dazu ein Recht zu haben, dass die Atome mich nicht über-zeugen. Sind wir Positivisten . . . oder nicht? . . . Nun denn . . . Wer hat das Atom gesehen? . . . Wer hat das Atom auf die Wage gelegt? . . . Warum also erdreis-tet man sich zu sagen, das Atom sei un-zertrennbar? . . . Warum? . . . Ja, was am meisten mich plagt, das ist . . . (im gehei-men sag' ich's), dass man sagt, das Atom sei unteilbar.

Meine schwarze Katze (ich glaube auch mit Recht zu sagen, dass ich eine schwarze Katze besitze), die auf den Tisch gesprun-gen war und nun auf Haeckels „Cellular-psychologie“ lag, sah aus ihren gelben Augen meinem Gebärdenspiel zu . . . mit einer quälenden Gleichgültigkeit. Ich glaubte in ihrem Ausdruck Anzeichen einer

Ironie zu entdecken, die mir unanständig erschien bei einem Untergebenen und einem Wesen, das schliesslich und zu guter Letzt doch auf meine Kosten lebte.

Ich stand vom Tisch auf und setzte mich in einen Sessel neben dem Kamin, zündete meine Pfeife an und betrachtete die Flammen. Mein Hund knurrte, weil ich ihn belästigte, als ich ihn vom Feuer wegschob.

Ich konnte die Gedanken von der Atomtheorie und vom Atom nicht losbringen. Das Unteilbare! Gibt es grösseren Blödsinn als das Unteilbare!

Das Atom ist ein alter Plunder, sprach ich, eine Hypothese, die man unverzüglich vernichten muss. Nichts als die einheitliche Materie existiert wirklich. Wenn nur erst einmal einer mit wissenschaftlicher und philosophischer Einsicht kommt, der wird das Atom negieren.

Mein Hund, halb eingeschlafen, warf ab und zu einen verstohlenen Blick von gewissem Respekt auf mich.

Ja, sagte ich zu ihm, wir müssen ab-

lassen von dem alten Kohl „Atom“; wir müssen uns darüber hinausschwingen . . . zum „Subatom“, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Der Hund schloss die Augen, als billige er mein Wort.

Wir leben nicht mehr in jenen Zeiten, sprach ich weiter, wo es etwas bedeutete, das Gold Au zu nennen und das Silber Ag und den Schwefel S. Wir leben nicht mehr in jenen Zeiten. Nein. Nicht mehr.

Da niemand mir widersprach, schaute ich, um mich zu zerstreuen, ins Feuer, wo das Holz auf den Böcken prasselte, die zwei dunkle Ägypterinnen vorstellten — und beobachtete die Glut meiner Pfeife.

Eine Weile schaute ich dahin, als ein Funke sich aus ihr löste, aufschwebte und reglos in der Luft blieb . . .

Ärgerlich über diesen hinterlistigen Anschlag gegen das Gesetz der Gravität, nahm ich die Zange und suchte den Funken herabzuziehen; aber er verweilte, ohne sich um Gesetze zu kümmern, auf seinem

Fleck und fing an sich zu drehen und Kreise in der Luft zu beschreiben, bis er . . . paff! . . . wie eine Rakete in tausend kleine Lichter zerplatzte, weisse, rote, grüne, violette, scharlachne, gelbe . . . in allen Farben, matte und helle.

Alles schien mir schon zu verlöschen — da zeichneten sich langsam in jenen Fünkchen verschwommene Umrisse ab, und als sie fester wurden, tauchten Gestalten auf von Männern, Frauen, Mücken, Hunden, Fliegen und Eidechsen . . . und alle begannen herumzuflattern und einen wirbelnden Reigen um meinen Kopf zu tanzen.

Au! Au! . . . kläffte mir ein goldfarbner Mops in die Ohren.

Ha . . . ! Ha . . . ! . . . nieste ein Herr, ein Schwachkopf, ohne Geruch, ohne Farbe, ohne Geschmack.

Br! Br! summte eine Mücke, die einen starken, scharfen Geruch ausströmte.

Was ist das für Gesindel? brummte ich entrüstet. Wer seid ihr?

Da pflanzte sich eines von diesem Getier, das einem Leuchtkäfer glich wegen des Lichts, das es ausstrahlte, und Ph! Ph! machte wie eine Dampfmaschine, frech vor mir auf und sagte:

„Wir sind Atome.“

„Schwindel!“ schrie ich, „die Atome existieren nicht!“

„Ag . . . Ag . . . Ag . . .“ rief da ein Fräulein in weiss, mit einem silbernen Lachen.

„Also wir existieren nicht, Tor,“ antwortete mir verächtlich das phosphoreszierende Atom, „ihr, die Menschen, seid es, die nicht existieren! Ihr seid nichts als unsere Wohnung, ihr dient nur zu unserer Nahrung, zu unserem Leben . . . sonst gar nichts!“

„Ihr! . . . Ihr habt kein Leben,“ entgegnete ich. „Was könntet ihr denn wohl besitzen?“

„O Menschheit, Menschheit! Du wirst immerzu einfältig sein,“ rief das phosphoreszierende Atom aus, „du siehst, dass wir

uns bewegen und wie die Menschen verliebt sind, bist Zeuge unserer Empfindung und unseres Wollens . . . und leugnest uns das Leben!“

„Wollen?“ fuhr ich dazwischen. „Begreifst du nicht, Kerl, dass ein unerbittlicher Determinismus auf all deine Handlungen drückt, . . . dass ich dich zwingen kann, zu heiraten und dich scheiden zu lassen, wenn mir die Lust dazu kommt?“

„O! . . . O! . . .“ sagte ein Sauerstoffatom, „das ist zu arg . . .“

„S . . . S . . .“ flüsterte das Schwefelatom mit dem Finger auf den Lippen und setzte hinzu: „lasst das kluge Atom reden.“

„Was du von der Scheidung sagst,“ erwiderte der Leuchtwurm, „beweist nur, dass wir weiter vorgeschritten sind als ihr. Welches Atom mit nur zwei Atomen gesunden Verstandes könnte eine Frau für sein ganzes Leben ertragen?“

„Das würde ganz gut gesagt sein,“ sprach ich darauf, „wenn ihr nach eigenem Ermessen euch trenntet; . . . aber ihr

Unglücklichen habt keinen Willen wie die Menschen.“

„Bah!“ warf er ein, „ihr glaubt euch frei, weil ihr den Mechanismus des Atomgetriebes in eurem Gehirn nicht verstehen könnt; aber wenn unsere Handlungen voll Schicksal sind, dann sind die euren so auf gleiche Weise. Wir sind die Faktoren eures Seins und aus Fatalismen bei Atomen kann freier Menschenwille nicht zuwege kommen.“

„Und die Seele?“ sagte ich in Erinnerung daran, dass ich, in Psychologie, Logik und Ethik, allerhand Rüstzeug gewonnen hatte, um ihre Existenz zu beweisen.

„Die Seele! . . . Pst! . . . Bin ich in eines Menschen Gehirn, dann findest du dort Intelligenz; fehlt dieser Schaffer . . . dann siehst du die Dummheit.“

„Aber wer bist du denn, dass du dich so wichtig machst?“

„Ich bin ein Phosphoratom. Schau her.“

Und das Atom bog sich zusammen, nahm die Füße auf den Kopf, wandelte sich in

einen hellen strahlenden Ring und hob sich in die Luft; dann sank es wieder herab und sagte:

„Hier! Das ist eine Idee.“

Ich war verblüfft.

Das Phosphoratom machte sich meine Bestürzung zunutze und führte andere etwas possenhafte Phantasien auf.

Es bildete ein Kreuz und sagte:

„Da hast du eine geometrische Idee.“

Darauf krümmte es sich bis in die Gestalt eines spitzen Winkels und murmelte:

„Das ist ein Gedanke von Hass.“

Dann spreizte es die Beine, schlug die Arme auseinander und sagte: „Das ist ein Liebesgedanke.“

Ich war, wie ich schon sagte, verblüfft. Die Atome tanzten um mich herum, kreischten und riefen alle im Chor:

„Wir sind die einige Materie, das Untrennbare, das Unteilbare!“

Als ich das hörte, zitterte ich auf meinem Sitz und rief aus:

„Falsch! . . . Falsch! . . . Ihr seid aus
Teilen gebildet.“

Da zerknallten sie alle, Männer und
Frauen, Hunde, Mücken und Eidechsen . . .
eine zarte Masse von aschgrauer Farbe
schwebte im Raum . . . Ich lächelte für
mich, mit heiterem, triumphierendem Lächeln . . . Ich sah die einheitliche Materie, mein Ur-X, die ewige, allewig teilbare Materie

Aber zum Teufel, meine Pfeife war ausgegangen.

Der Schrei auf dem Meere

Morgen und Nachmittag waren im Regen vergangen . . . wie schwere Tränen aus gepresstem Herzen quellen, fielen die grossen Tropfen, glitzerten in der Luft wie spiegelnder Stahl und machten das Wasser in den Pfützen hüpfen. Der Tag ging zur Neige; tief herab hingen graue Wolken, die den Himmel versperrten, und leichte Nebelschwaden trübten die Luft.

Die Landschaft, die der Nebel verhüllt, ähnelt der Seele, die in Trauer versank. Jene zarte Fahne von weichen Schleiern, die alles zu umwinden scheint und zu umkosen, gibt manchem grössere Entzückungen und Reize als ein strahlender Sonnentag. Das Glück sucht den lebenspendenden Stern, der die Erde lächeln macht, der Schmerz das Dunkel, die Melancholie, ein Zwitter von Glück und Schmerz, sucht das beschattete Licht, Zwitter von Tag und Nacht.

Es war ein Nebeltag; der aufgeweichte Boden glänzte in erstorbenem Schein, die Pfützen schimmerten wie Spiegelscherben, die eine Fee auf den einsamen Weg streute; dort, zur Linken, sah man die Schleppe des Berges, wo zwischen Felsen schon vergilbter Farn entspross, rechts lag, mit heilsam-frisch duftendem Gras, eine Wiese gestreckt, bis da, wo plötzlich der Boden fetzig wird und die Felsen der cantabrischen Küste eine mächtige Mauer bilden, die unaufhörlich gepeitscht wird von den rohen Schlägen des Ozeans.

Die Brise, feucht und voll vom Geruch des Meeres, kam von dort, wie das langsame gedehnte Atmen eines Ungetüms, das schläft; an den Klippen zerplatzten die Wellen mit lautem Getöse und erzeugten beim Rückfluss ein dumpfes Gemurmeln, das bis zum Himmel aufzusteigen schien.

Das Meer trieb tändelnd sein Spiel, und doch: liess man den Blick von der Höhe des Walles fallen, so fiel der Geist zugleich und ward verwirrt, vor Schrecken . . . vor

Staunen. Die Felsen am Fusse der steinernen Mauer bespähnten die Bewegungen der Wellen; mit seiner ganzen Wucht wütete der Ozean gegen sie an; beim Kampf der beiden Feinde sprangen Wolken von Schaum auf.

Wäre die Erde eines Gottes Haupt, das Meer müsste sein Hirn sein. Die Wellen, die verschlagen sich vorwärtsschieben, dunkel, treulos wie die Seele des Weibes, dann sich recken und sich wie Flammen zu borsten scheinen, . . . die keuchend daherkommen, krumm werden, ermatten, stocken, um Atem zu holen . . . dann toll sich aufrollen und an den Felsen zerschmettern, — die Zirkel von Schaum, die mit schwindelnder Schnelle sich drehen, die Farbe wechseln und gelb werden, rot, silbrig, sind wohl nur Ballen von Atomen, die der Wind bewegt — und Brechungen der im Meer gelösten Salze . . . aber sie gleichen dem Kommen und Gehen der Leidenschaften und dem Aufblühen der Gedanken in dem Hirn eines gewaltigen Wesens.

Das Meer ist wie ein Abglanz der Seele des Menschen, die Flut ist sein Jubel, die Ebbe die Trauer. Bezwungen von der Zivilisation bäumt es sich gegen sie auf an den Tagen des Sturmes: mitleidlos in seiner Grösse gegen Kleine und Niedrige; alle zerquetscht es in seiner Raserei . . .

Ich sass auf einem Felsen, hielt einen andern umklammert und betrachtete die Windungen des Ungetüms, blickte aus weitgeöffneten Augen, voll Glück mich befreit zu sehen von bitteren Gedanken. Der Fittich der Einfalt beschmeichelte sachte meinen Geist.

Der Nebel wurde jetzt schwärzer; das Meer erhielt einen phosphoreszierenden Glanz durch den Widerschein einer weisslichen Wolke, die am Himmel erschien. Da war es mir so, als sähe ich tief, ganz tief in jenem wirren Strudel den entblösten Kiel eines Bootes . . . die Wogen warfen es wie einen Sturmbock auf die Riffe und aufprallend krachte es, wie wenn es leise klagte . . .

Und da zerriss die Luft ein Schrei . . .
von einem Seevogel vielleicht . . . für mich
aus einer Menschenkehle gesprungen . . .
ein langer gellender Verzweiflungsschrei . . .
und dieser Ton voll Weh verlor sich wie
ein Atom von Trauer in der unermesslichen
Trauer der Nacht. Wie Tinte schwarz
wurde das Meer. Stärker rauschte der
Wind. Brüllend kamen die Wellen . . .
brüllend . . .

Ich stieg nach dem Berge zu und gedachte mit Schauern der furchtbaren Abenteuer eines Leichnams, mit dem das Meer sein Spiel hat. Die Nacht war lau. Das Schweigen ungebrochener Ruhe herrschte auf der Erde; der Mond begann zwischen dunklen Wolken zu erscheinen, die hastig drängend über den Himmel liefen, und Silber wurde der Nebel unter seinen bleichen Strahlen; die Luft, feucht und getränkt von dem Dufte des Feldes, wehte vom Wald, als wäre sie der mächtige Hauch des Gebirges. Im Schosse des Tales ahnte man den Weiler in der Hülle des Nebels;

in der Ferne sprang ein Lichtstrahl aus der dunklen Silhouette einer Hütte, wie der rötliche Blick eines unheimlichen Auges, das blinzelnd sich die Nacht besah

Wenn ich zur Nachtzeit in dem einsamen Haus des Dorfes, wo mein Leben sich hinspinnt, das Krachen der dürrn Äste höre und die verrenkten Türen wie sardonisches Kichern rütteln und knarren, dann rotten sich Erinnerungen ferner Zeiten in meinem Geist. Von jenen nicht, die das Herz froh stimmen und heiteres Lächeln auf die Lippen legen, sondern von denen, die der Seele Angst schaffen und brennende Pein. Unter allen aber löst sich von dem grauen Grunde eines Nebeltages jener schneidende Wehschrei los und schwingt in meinen Ohren wie der verzweifelte Aufschrei eines Sterbenden . . . er schwingt und ich sehe ihn sich verlieren wie ein Atom von Trauer in der grenzenlosen Trauer der Nacht.

Fahrend Volk

Die Nacht überraschte sie und sie machten in der Tiefe eines Engpasses halt, den zwei Berge mit abgebrochenen Kuppen bildeten. Die Gipfel näherten sich einander, wie um sich zu küssen, und liessen dem Blick nur einen länglichen, sternbesäten Himmelsstreifen frei.

Am Fuss jener hochragenden Steinwände schlängelte sich die Landstrasse hin, den launischen Krümmungen des Flusses folgend, der von der Dämmung eines nahen Wehrs verbreitert und hier wasserreich war, tief und ohne Strömung.

Im Dunkel der Nacht erschien die schwarze glatte Fläche des Flusses, dessen Ufer hohe Bäume säumten, wie die Mündung eines gewaltigen, unterirdischen Abgrundes, wie der Eingang eines gewaltigen grundlosen Schlundes . . . und dort im schwarzen, tiefschwarzen Innern spiegelten sich die hohen Erlen des Ufers und



der Glanz des Himmels, den die Berge durchliessen . . .

Eingebettet in eine Falte des Berges, nahe einem Erdwall, über den unablässig Steine herabrollten, lag eine Hütte, vor der die Familie anhielt.

Es war eine jener Baracken, die man in den Provinzen des Nordens an den Landstrassen sieht, Raststätten für die Wanderer. Da pflegten Zigeuner zu nächtigen, Kesselflicker, Bettler, Hausierer, all das arbeitslose Volk, das die Strassen bereist.

Die Familie bestand aus einer Frau, einem Mann und einem Knaben. Die Frau, die auf einem alten Gaul ritt, stieg herab und trat in die Hütte; dort setzte sie sich auf eine Steinbank und reichte einem Kind, das sie im Arm trug, die Brust.

Der Mann und der Knabe nahmen der Mähre das Gepäck ab und banden sie an einem Baum fest. Dann sammelten sie ein paar Armvoll Holz, trugen es in die Hütte und entzündeten am Boden ein Feuer. Die Nacht war kalt. In dem Engpass, den die

beiden Berge mit den abgebrochenen Kuppen bildeten, wehte ein kräftiger Wind und trug feine Schneeflocken und Regentropfen mit sich . . .

Während die Frau dem Kind zu trinken gab, nahm der Mann behutsam den durchweichten Mantel von der Schulter und legte ihn zum Trocknen ans Feuer. Er spitzte zwei Stecken, stieß sie in die Erde und hängte den Mantel darüber, um der Luft den Durchzug zu wehren.

Das Feuer war allmählich angewachsen, die Flammen erleuchteten das Innere der Baracke und an den getünchten Wänden rohe Zeichnungen und Inschriften, die andere Wanderer mit Kohle gezogen hatten.

Der Mann war klein und hager, ohne Bart an Lippe und Kinn; sein ganzes Leben schien zusammengedrängt in die kleinen schwarzen, hastigen Augen.

Die Frau wäre vielleicht schön gewesen ohne den Zug von Übermüdung. Resigniert sah sie auf ihren Mann, diesen Mann, der

halb Gaukler war, halb Scharlatan, den sie liebte, ohne ihn zu verstehen.

Der Knabe hatte die Züge und die Lebhaftigkeit seines Vaters; beide sprachen rasch, ein seltsames Kauderwelsch, und lasen und rühmten die Inschriften an den Wänden.

Die drei setzten sich und assen Sardinen und Brot. Dann nahm der Mann einen fadenscheinigen Umhang aus einem Bündel und deckte damit seine Frau zu.

Vater und Sohn streckten sich auf den Boden, wenig später schiefen die zwei . . . Das Kind begann zu weinen; die Mutter wiegte es in ihren Armen mit schweremütigem Sang.

Minuten vergingen . . . dann schiefen alle ruhig in dem flüchtig bereiteten Nest, glücklich fast in ihrem freien Wanderleben.

Draussen raunte der Wind, stöhnte und wütete pfeifend durch die Schluchten . . .

Traurig murmelnd erzählte sich der Fluss sein Leid, und die schäumenden

Wasser des Mühlwehrs führten seltsame majestätische Symphonien auf . . .

Am andern Morgen begannen sie wieder ihre Reise, Vater und Sohn und die Frau, mit dem Kinde zu Pferde, . . . und weiter und weiter zogen die Fahrenden, bis sie an der Krümmung der Strasse das Auge verlor . . .

Angelus

Es waren ihrer dreizehn; dreizehn kräftige Männer, in Gefahren gehärtet und gestählt im Kampf mit dem Meere. Mit ihnen war eine Frau: des Schiffsherrn Weib.

Die dreizehn, Männer vom Strand, trugen die typische Prägung des baskischen Stammes. Breiten Kopf mit dem Profil des Adlers. Die Augen wie tot vom beständigen Anschauen des grossen Männerverschlingers, des Meers.

Der Golf kannte sie, . . . sie kannten Wogen und Wind . . .

Die Barke, lang, schmal, schwarz gestrichen, war „Arantza“ genannt, das heisst „Gräte“ auf baskisch. Vorn am Bug stand der kurze Mast mit dem kleinen Segel . . .

Es war ein Abend im Herbst, der Wind flau, die Wellen rund, ruhig und zahm . . . Das Segel ward kaum geschwellt von der Brise, und sanft glitt das Schiff dahin

und zeichnete einen silbernen Streif auf das grünliche Meer . . .

Von Motrico kamen sie und fuhren mit gerüsteten Netzen zum Fischfang; am Tag der Santa Catalina wollten sie mit anderen Booten sich vereinen.

Der Himmel war voll flockiger, bleigrauer Wolken . . . Fetzen von bleichem Blau zwischen den Rändern . . . In blendenden Strahlen sprang die Sonne durch den Riss einer Wolke, deren geröteter Mund bebend im Meere sich spiegelte.

Die dreizehn, ernst und kalt, sprachen wenig. Die Alte strickte Strümpfe mit groben Nadeln und einem Knäuel von blauer Wolle. Der Herr, ernst und still, die Mütze tief über den Augen, die rechte Hand an dem Ruder, das als Steuer diente, sah kaltblütig aufs Meer. Ein schmutziger Wasserhund sass auf einer Bank am Heck, neben dem Herrn, und blickte wie er aufs Meer, gleichgültig wie die Männer.

Die Sonne ging unter . . . oben flammendes Rot, Röte wie Kupfer, Farbe wie



Asche, bleierne Wolken, mächtige Wale
... unten das grüne Feld des Meeres, mit
rötlichen Tönen, scharlach ... lila ...
Von Zeit zu Zeit das rhythmische Schüt-
tern der Wellen ...

Iciar gegenüber stand jetzt das Schiff,
Der Wind kam voll Bergluft vom Land;
mit all ihren Felsen und Klippen hob die
Küste sich ab ... Und da, in den Todes-
wehen des Abends, schlug die Stunde auf
der Kirchuhr von Iciar ... und die
Glockentöne des Angelus schwangen sich
über das Meer hin, wie schwere, hehre,
würdevolle Stimmen ...

Der Schiffsherr nahm die Mütze ab ...
Die andern taten dasselbe. Die Frau ver-
liess ihre Arbeit und im Gebet standen
alle, düster, ernst, den Blick nach dem
ruhigen Meer mit den gerundeten Wogen.

Als es Nacht ward, blies der Wind schon
stark; das Segel blähte sich vor dem Anhauch
der Luft und das Schiff grub sich ins Dun-
kel und liess einen silbrigen Streif auf der
braunschwarzen Fläche des Wassers ...

Parabel

Es war auf der Insel Ceylon, in dem siebenten Jahrhundert vor der Kunft Christi, in der siebenten Inkarnation meiner Seele, zu der Zeit, wo Sakyamouni auf Erden predigte und das Gesetz lehrte, das Gesetz der Gnade für alle Menschen. Und es war auf der Insel Ceylon.

Und meine traurige Seele lebte in dem Leib eines Paria. In den Ruhepausen der harten Fron las ein Genosse, Sklave gleich uns, die Gebete und die heiligen Hymnen, die der Einsiedler aus der Familie der Sakyas und seine Schüler geschrieben hatten. Und ich hörte die Sprüche des Buddha, aber ich sann nicht über den Schmerz und nicht über den Tod, nicht über die Trauer und nicht über das Elend der Menschenfreuden, Betrachtungen, die dem Asketen die Tore aufsperrten zu der geheimnisvollen Stadt „Nirwana“, wo man ist ohne Sein, wo man den ewigen Schlaf

der Vernichtung schläft — — weitab von dem Elend und von der Schwere der Welt, im Reiche unendlicher Ruhe, fern von der leidenden Schöpfung ungastlichem Ozean.

Mein Herz war verwirrt von Eitelkeit und meine Augen sahen das Licht auf dem Wege nicht. Denn ich liebte die Genüsse des Lebens, die falsch sind wie das Echo der Höhlen und wie Schatten auf dem Spiegel der Flüsse, und ich wollte den Becher der Lust ganz leeren, der nichts als der Schmerzen Kelch ist und eitlen Genusses . . .

Und der Geist der Leidenschaften und Begierden goss in mich den Enthusiasmus für dies verhasste Dasein. Und so dachte ich: Was brauche ich, dass ich das Glück finde? Freiheit! Frei sein reicht mir zum Glück.

Und ich war frei . . . und das Elend lief hinter mir . . . und leidvoll lebte ich Jahr auf Jahr . . .

Und ich fand nicht das Glück.

Ach! dachte ich nun, ich war im Wahn.
Frei sein reicht nicht zum Glück. Reich-
tümer brauche ich!

Und eines Tages war ich Herr eines
grossen Vermögens und sah meine Bedürf-
nisse und meine Wünsche erfüllt ohne
mein Zutun . . .

Und ich fand nicht das Glück.

Was nützen mir Geld und Gut, sagte
ich da, wenn ich den grösseren Ehrgeiz
nicht stillen kann? Oh! hätte ich Macht!

Und ich war gewaltig und hatte ein
Reich unter meiner Hand, und Sklaven
und gigantische Elefanten, Wagen voll
Gold, hängende Gärten und Weiber im
Schmuck köstlicher Steine . . .

Und ich fand nicht das Glück.

Und als ich überdrüssig war der Macht,
da wollte ich weise sein und lernte in
Ägypten und in Babylon, bei den Persern
und bei den Chaldäern, und ich mass den
Abstand der Sterne und berechnete die
Höhen der Sonne. Und ich sah, dass die
grosse Weisheit grossen Verdruss schafft

und dass, wer das Wissen mehrt, das Leid mehrt . . .

Und ich fand nicht das Glück.

Ich lief durch die Welt bis zu den Ländern des äussersten Westens und sah die grossen prunkenden Städte des Mittelmeeres, die Wiege der gesiebtsten Lüste . . .

Und ich fand nicht das Glück.

— — — Und ich beschied mich und ging zurück nach der Insel Ceylon und war wieder Paria und trug wieder mein Leid . . . und wartete in Ruhe auf die Stunde des Todes, die süsse Stunde, wenn das Individuum verloren geht in der Dämmerung des Vergangenen und man in erhabene Bewusstlosigkeit zerschmilzt wie ein Sonnenstrahl in den blauen Wogen des Meeres

Marichu

Die Neuigkeit lief von Mund zu Mund. Marichu, die Frau aus dem Hause Aitola, litt an einer sehr seltsamen Krankheit, die sie zwei oder drei Wochen nach ihrer Niederkunft befallen hatte. Sie brach plötzlich in durchdringendes Lachen aus, dann wieder weinte sie bitterlich und verlor sich in herzerreissenden Klagen.

Das Gerücht meinte, sie sei von Dämonen besessen, und man wollte auch wissen, ein geheimnisvoller Mensch sei an ihrem Hause vorübergegangen und habe sie angeblickt.

Die Neugier der Bauern aus der Nachbarschaft war aufs höchste erregt. Überall sprach man davon. Die einen hielten es für das beste, den Priester zu benachrichtigen, andere meinten, es sei vernünftiger, eine alte Zigeunerin zu holen, die, halb Bettlerin, halb Hexe, im Rufe stand, Menschen und Tiere vom bösen Blick heilen zu können.



Eines Tages waren zwei junge Mädchen aus der Nachbarschaft so in den Anblick der Kranken versunken, dass sie gleich ihr zu lachen und zu weinen anfangen. Um hier Hilfe zu schaffen, wandte man sich zuerst an den Priester des Ortes. Der weihte das Haus, beschwor die Geister, den Leib der Besessenen zu verlassen, aber alle seine Bannungen blieben ohne Erfolg.

Nun rief man die Zigeunerin.

Sie kam, sobald man ihr Nachricht geschickt hatte, richtete sich im Hause ein und begann ihre Vorbereitungen. Sie nähte ein Kissen aus Sackleinen und tat Kleie hinein, flocht trockene Zweige zusammen und formte daraus zwei Fackeln.

In der Nacht, als es zwölf schlug, trat sie in die Kammer der Kranken und band sie, ohne auf ihr Schreien und Jammern zu achten, am Bett fest. Dann zündete sie die beiden Fackeln an, liess Marichu ihren Kopf auf den Kleiesack legen und begann zu beten. Zuweilen hielt sie inne und zwang die Kranke, einen Klumpen Salz zu

verschlucken; dann wieder murmelte sie leise die Namen der drei Weisen aus dem Morgenland vor sich hin . . .

Am anderen Tag war Marichu geheilt.

Sieben Tage vergingen, da gab Marichus Schwiegermutter, die sie hasste, ihr einen furchtbaren Gedanken ein; sie sagte zu ihr, lächelnd mit einem eigenen Lächeln, wenn sie geheilt sei, so sei damit die Krankheit in den Leib ihres Sohnes, ihres ältesten Sohnes, getrieben worden.

Und wirklich, von jenem Augenblick an begann der Knabe, der sehr schön war, blass zu werden . . . sehr blass und hörte auf froh zu lachen. Eines Abends ruhte er im Schooss seiner Mutter: . . . da wurde er kalt und seine Augen waren weit offen. Eine grosse schwarze Schmeissfliege schwirrte um ihn und wollte nicht weichen.

Die Mutter wiegte das Kind und als sie sah, dass es nicht erwachte, hüllte sie es in einen Mantel, eilte aus dem Haus und schlug den Pfad ein, der zu der Wohnung der alten Bettlerin führte.

Es wurde langsam Tag. Weisses Gewölk durchfaserte das matte Azur des Himmels und die Sonne, lau und ohne Kraft, begann die Bergspitzen zu erhellen, die gelbblühender Ginster und welker rötlicher Farn bedeckten.

Auf dem Gipfel des Berges hielt Marichu an und schöpfte Atem; der kalte Wind machte sie zittern und erschauern.

Die Wohnung der Alten lag in einer Niederung, ein altes von Flammen zerstörtes Haus, das die Zigeunerin nach und nach wieder hergerichtet hatte. Marichu trat ohne zu klopfen ein. Beim Schein eines Feuers, das am Boden flackerte, sah man das Innere des Hauses, das nur ein Gemach hatte. Im Hintergrund war auf einem Haufen Erde ein Lager errichtet, auf beiden Seiten, an den Wänden, dienten ein paar Balken als Küchengestell und darauf war eine Unzahl unnützer, auf der Landstrasse zusammengelesener Gegenstände untergebracht, der Grösse nach geordnet:

Krüge ohne Henkel, zerbrochene Töpfe, Kübel ohne Boden.

Die Alte hockte am Feuer und sprach mit einem altersschwachen, krummen, weisshaarigen Mann. Als sie Marichu erblickte, fragte sie mit heiserer Stimme: „Bist du's? . . . Warum kommst du zu mir?“

„Dass du nach meinem Sohne siehst . . .“

„Er ist tot,“ sagte die Zigeunerin, als sie ihn betrachtet hatte.

„Nein, er schläft . . . Was muss ich ihm geben, dass er erwacht?“

„Ich sage dir, er ist tot . . . Aber wenn du es willst, werde ich einen Sud aus sieben Pflanzen machen . . .“

„Weib,“ sprach da der Alte, „was du da tun willst, wird nichts nützen. Wenn du dein Kind erwecken willst,“ fügte er zu Marichu gewendet hinzu und starrte sie mit seinen grauen Augen an, die unter den weissen Brauen schimmerten, . . . „dann hast du nur ein Mittel; du musst in ein Haus einkehren, wo die Familie, die unter

seinem Dache wohnt, kein frisches Unheil zu beklagen hat . . . Geh! Such' es! . . .“

Den Jungen im Arm, eilte Marichu aus der Hütte und ohne Aufenthalt durchlief sie die Wohnungen der Umgebung. Hier war der Vater verschieden, dort kehrte der Sohn von der Truppe zurück, für untauglich erklärt, die Lunge voll Tuberkeln, mit Lebenskraft für ein paar Monate; da starb eine Mutter und hinterliess fünf Kinder; dort schlich ein Siecher zum Asyl nach der Hauptstadt, weil keiner seiner wohlversorgten Brüder ihn aufnehmen wollte.

Vom Land kam Marichu ins Dorf, vom Dorf in die grosse Stadt . . . und dann in eine andere . . . und wieder eine andere . . . und allerorten herrschte die Trauer, allerorten der Schmerz . . . Jeder Flecken war ein riesiges Spital voll kranken Fleisches, das schreiend seine rasenden Klagen ausstiess . . .

Dem Rat des Alten zu folgen, war unmöglich. Überallhin drang das Unglück, überallhin die Krankheit, überallhin der Tod.

Nein, da war kein Rat. Man musste leben, Kummer im Herzen, Trauer und Sorge als Gefährten des Daseins.

Und Marichu weinte . . . weinte . . . und kehrte in stiller Verzweiflung nach Hause zurück an die Seite des Gatten.

Die Uhr

Im Reich der Phantasie sind schöne Marken, wo die Bäume seufzen und kristallene Bächlein sich singend durch die blumigen Ufer winden bis hin ans blaue Meer. Weit ab von diesen Marken, weit, weit davon, liegt ein schreckliches, geheimnisvolles Land, da recken die Bäume ihre fleischlosen Geisterarme nach dem Himmel, und die Stille und die Finsternis werfen dichte Strahlen auf die Seele von grauer Verzweiflung und von Tod.

Und wo dies Schattenreich am trübsten ist, da steht ein Schloss, ein grosses, schwarzes Schloss mit mächtigen, gezinnten Türmen, der spitzbogigen, verfallnen Galerie und dem Graben voll schlaffen, giftigen Wassers.

Ich kenne es, ich kenne es wohl, dies schreckliche Land. Eines Abends ging ich, trunken von all meiner Trauer und vom Alkohol, meines Weges und schlingerte

wie ein altes Schiff nach dem Takt der
Töne eines alten Seemannssanges.

Das war ein Gesang in Moll, der Sang
eines wilden, primitiven Volkes, traurig
wie ein lutherisches Lied, verdüstert von
grosser Herbheit, von der Herbe der Berge
und des Waldes.

Und es war Nacht. Plötzlich fühlte ich
einen grossen Schrecken. Ich fand mich
hart neben dem Schlosse und trat in eine
verlassene Halle; am Boden kroch ein Falke
mit zerrautem Flügel.

Durch das Fenster sah ich den Mond,
der mit seinem gespenstigen Licht das
starre, nackte Land beschien . . . in dem
Graben bebte das unruhige, dunstende
Wasser. Hinten am Himmel schimmerte
der glänzende Arktur und zwinkerte ge-
heimnisvoll vertraulich mit den Lidern.
Fern flackerten die Flammen eines Schei-
terhaufens im Winde.

* * *

In dem weiten, mit schwarzen Teppichen
behängten Saal richtete ich aus dürrem Farn-



kraut mein Lager. Der Saal war öde, eine Feuerpfanne, auf der ein Haufen Kienholz brannte, gab ihm Licht. Vor einer Wand stand eine riesige Uhr in schwarzem Gehäuse, hoch und schmal wie ein Sarg, die ihr metallisches Tick-Tack mit der Gewalt einer Drohung in das Schweigen der Nächte hinausstiess.

„Ach, ich bin glücklich!“ sprach ich mit mir selbst. „Niemals mehr höre ich die verhasste Stimme des Menschen, niemals . . . mehr . . .“

Und mit metallischem Tick-Tack mass gleichmütig die dunkle Uhr die trüben Stunden.

Das Leben war gebändigt, ich hatte die Ruhe gefunden. Meine Seele schlürfte Genuss aus dem Schrecken der Nacht, mehr als aus der blendenden Klarheit der Morgenfrühe.

Oh, ich war gelassen, nichts störte meine Ruhe. Hier konnte ich mein Leben einsam, immer einsam verbringen, konnte still die bittere Speise meiner Ideen kauen, ohne törichtes Hoffen, ohne alberne Illusionen,

den Geist wie eine herbstliche Landschaft voll grauer Heiterkeit.

Und mit metallischem Tick-Tack mass gleichmütig die dunkle Uhr die trüben Stunden.

In den stummen Nächten begleitete mich eine melancholische Melodie, der Gesang einer Kröte.

„Auch du“, so sprach ich zu der Sängerin der Nacht, „lebst in der Einsamkeit. In der Tiefe deiner Höhle hast du keinen, der dir Antwort gebe, als das Echo von dem Schlag deines Herzens.“

Und mit metallischem Tick-Tack mass gleichmütig die dunkle Uhr die trüben Stunden.

In einer Nacht, einer schweigenden Nacht, fühlte ich das Grauen vor einem Unbestimmbaren, das über meiner Seele schwebte — einem so Unbestimmbaren wie der Schatten eines Traumes in dem wogenden Meere der Gedanken. Ich bog mich ins Fenster. Dort, am schwarzen Himmel, glitzerten und zuckten die Gestirne in der Unermesslichkeit

ihres einsamen Seins; kein Schrei — kein Schauer von Leben auf der finsternen Erde.

Und mit metallischem Tick-Tack mass gleichmütig die dunkle Uhr die trüben Stunden.

Ich lauschte aufmerksam — kein Laut. Schweigen — — Schweigen allüberall! Verstört, rasend flehte ich zu den Bäumen, die in der Nacht seufzten, ihre Seufzer den meinen zu gesellen, flehte ich zum Wind, in den Blättern zu rauschen, zum Regen, in dem dürrn Laub des Weges zu hallen . . . ich schrie zu den Dingen und zu den Menschen, mich nicht zu verlassen . . . und ich bat den Mond, den schwarzen, ebenholz-schwarzen Mantel zu durchbrechen und meine Augen zu streicheln, meine armen, von Todesqual umschleierten Augen mit seinem keuschen Silberblick zu streicheln.

Aber die Bäume und der Mond und der Regen und der Wind waren taub.

Und die dunkle Uhr, die gleichmütig die trüben Stunden misst, war für immer verstummt.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Mari Belcha	5
Fieber	11
Der Köhler	18
Das Leben der Atome	24
Der Schrei auf dem Meere	36
Fahrend Volk	42
Angelus	49
Parabel	54
Marichu	58
Die Uhr	67

DIE ORPLIDBÜCHER à M. 1.—

VERZEICHNIS:

- Band 1: *J. P. Jacobsen, Kormak und Stengerde. Frau Fönss. Übertragen von Toni Schwabe.*
- „ 2: *Liebeslieder. Kleine Anthologie. Gedichte von Anton Wildgans, Max Mell, Max Brod, Peter Asam, Fr. Th. Csokor.*
- „ 3: *Kurt Tucholsky, Rheinsberg. Ein Bilderbuch für Verliebte. Handkolorierte Zeichnungen von Kurt Szafranski.*
- „ 4: *Max Brod, Der Bräutigam.*
- „ 5: *René Schickele, Das Glück.*
- „ 6: *Schalom Asch, Erde.*
- „ 7: *Andreas Haukland, Orms Söhne.*
- „ 8: *Ludwig Kainer, Kunst und Mode.*
- „ 9: *Fritz Wolff, Malerbummel.*
- „ 10: *Kurt Münzer, Casanovas letzte Liebe.*
- „ 11: *Soldatenlieder. Neu gedruckt im Kriegsjahre 1914.*

DIE ORPLIDBÜCHER à M. 1.—

- Band 12: *Neue Kriegslieder*. Mit handkolorierten Zeichnungen von Willi Geiger.
- „ 13: *Kurt Münzer, Taten und Kränze*. Lieder zum Kriege. Mit handkolorierten Zeichnungen von B. Mendelssohn.
- „ 14: *Kaserne und Schützengraben*. Neue Kriegslieder, zweiter Teil. Mit handkolorierten Zeichnungen von Oscar Nerlinger.
- „ 15: *Landsturm*. Lieder von der Front. Zeichnungen von Wilhelm Wagner.
- „ 16: *Wilhelm Wagner, Gefangenlager*. Eine Mappe mit Zeichnungen.
- „ 17: *Hans Bohn, Das Orplid-ABC*. Eine Mappe mit handkolorierten Zeichnungen.
- „ 18: *Fritz Wolff, Aus dem Dunkel der Grossstadt*. Eine Mappe mit Zeichnungen.

DIE ORPLIDBÜCHER à M. 1.—

- Band 19: *Emil Pirchan, Das Teufelselixier.*
Ein Legendenspiel nach E. T. A.
Hoffmanns „Elixiere des Teu-
fels“. Mit handkolorierten Zeich-
nungen des Verfassers.
- „ 20: *Pio Baroja, Spanische Miniaturen.*
Mit Zeichnungen von Bernhard
Klein.
- „ 21: *Friedrich Schlegel, Lucinde.* Mit
Radierungen von Martin E. Phi-
lipp.
- „ 22: *Gustav Erich Holsten, Ninon de*
Lenclos. Mit Zeichnungen von
Erich M. Simon.
- „ 23: *H. Clauren, Mimili.* Mit hand-
kolorierten Zeichnungen von
Hugo Steiner-Prag.

Die Sammlung wird fortgesetzt.




AXEL JUNCKER VERLAG
BERLIN/CHARLOTTENBURG

Sagen und Märchen

Altindiens

erzählt von *Alois Essigmann*

Preis kart. M. 3.—



Gedruckt im Jahre neunzehnhundertfünf-
zehn bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Berechtigte Übertragung von *Anton Büchner*

Zeichnungen von *Bernhard Klein*

K 2. - + 208

A
30